

Michaela und Elaine DePrince

Ich kam mit dem Wüstenwind

Wie mein Traum vom Tanzen wahr wurde



Michaela und Elaine DePrince

# Ich kam mit dem Wüstenwind

Wie mein Traum vom Tanzen wahr wurde

Aus dem Englischen

von Ilse Rothfuss





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Super Snowbright* liefert  
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2014

Text copyright © 2014 by Michaela DePrince and Elaine DePrince

Die Originalausgabe erscheint 2014 unter dem Titel

»Taking Flight: From War-Torn Orphan to Star Ballerina«

bei Alfred A. Knopf, an imprint of Random House Children's Books,  
a division of Random House, Inc., New York

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Ilse Rothfuss

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen  
unter Verwendung eines Fotos von © Jade Young

TP · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Reproduktion: Reproline Mediateam, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16324-5

Printed in Germany

[www.cbt-buecher.de](http://www.cbt-buecher.de)

*Für Charles DePrince,  
liebvoller und großzügiger Vater und Ehemann*



# Prolog

## Der Schwarze Schwan

Ich stehe hinter der Bühne, in einem prunkvollen schwarzen Tutu, das mit pechschwarzen Federn und blutroten Blüten verziert ist. Auf meinem straffen Haarknoten sitzt eine funkelnde silberne Tiara. Ich dehne meine Beine und strecke meine Zehen, um zu testen, ob die Bänder meiner Spitzenschuhe fest genug geschnürt sind. Ich höre meine Lieblingslehrerin sagen: »Eine Profi-Ballerina lässt niemals ihre Schuhbänder lose um die Knöchel baumeln.« Lächelnd denke ich an das siebenjährige Mädchen mit den flatternden Bändern, das ich einmal war. Plötzlich erscheint mir alles wie ein Traum. Bin das wirklich ich? Ich sehe das verängstigte schwarze Waisenkind vor mir, das ich früher war, halb verhungert und verloren, das davon träumte, Tänzerin zu werden, und das sich mit aller Macht an diesen Traum klammerte. Damals, als ich noch Mabinty Bangura war, tanzte ich in der Regenzeit auf meinen nackten Zehen im Schlamm und scheuchte dabei die Moskitos auf, die wütend über mich herfielen und mich mit Malaria ansteckten. Ich schaudere bei dem Gedanken und reibe mir schnell die

Gänsehaut weg. Dann muss ich wieder lächeln. Meine Schwester Mia sagte mal zu mir: »Bei dir ist das keine Gänsehaut, Michaela, sondern Schwanenhaut.« Woher kommt diese Schwanenhaut plötzlich? Ist es Lampenfieber, oder die Winterkälte hier in Berkeley, wo ich im Ted-Shawn-Theatre auftrete, oder sind es die Erinnerungen, die mich verfolgen? Ich tanze nicht zum ersten Mal die Odile in *Schwanensee* – die dunkle, listige Tochter des bösen Zauberers Von Rothbart. Aber ich habe noch nie den berühmten Pas-de-deux im zweiten Akt vor einem so großen Publikum von Kritikern und Profi-Tänzern aufgeführt. Alles, was Rang und Namen hat, strömt im Juni hierher nach Jacob's Pillow zu dem berühmten Festival. In wenigen Minuten muss ich auf die Bühne, die jüngste Profi-Ballerina von allen, und ich tanze eine Rolle, die Erfahrung und Perfektion verlangt. Ich fühle mich ein bisschen wie eine Hochstaplerin.

Der Schwarze Schwan ist eine Verführerin, die Prinz Siegfried mit ihren weiblichen Reizen betört, um ihn dem Weißen Schwan auszuspannen. Und mal ehrlich, was weiß ich schon von weiblichen Reizen oder Verführungskünsten? Nach meinem Auftritt im April schrieb eine Kritikerin: »Sie war die süßeste Verführerin, die ich je gesehen habe ... aber noch fehlt ihr der Zauber, das Geheimnis, das eine Tänzerin umgeben muss. Schließlich ist sie erst achtzehn.« Ich habe die Kritik meinem Freund Skyler gezeigt. »Hier, schau mal. Findest du das auch?«, fragte ich ihn mit Tränen in den Augen.

»Ja, klar. Du bist süß«, sagte er.

»Aber ich will nicht süß sein. Ich will weibliche Reize haben – eine Verführerin sein. Ich will diesen Zauber, der eine Ballerina umgibt.«

Skyler lachte und sagte: »Du bist süß und lustig.«

»Süß und lustig, na danke. Ich will geheimnisvoll sein, nicht lustig.«

»Okay, das kannst du haben – manchmal bist du mir echt ein Rätsel«, sagte Skyler grinsend.

»Das ist aber nicht dasselbe wie geheimnisvoll.«

Und heute ist die letzte Vorstellung der Saison. Ich muss es hinkriegen. Einen Augenblick spiele ich mit dem Gedanken, die Flucht zu ergreifen. Dann setzt die Musik ein und ich trete auf die Bühne. Jetzt bin ich nicht mehr Mabinty Bangura, und auch nicht Michaela DePrince. Ich bin der Schwarze Schwan, und eine Kritikerin schwärmte später: »Es war hinreißend, wie eiskalt die böse Odile den ahnungslosen Prinzen verführte.«

# Kapitel 1

## Das Haus auf der rechten Seite

Bevor ich die böse, eiskalte Odile spielte, war ich Michaela DePrince, und bevor ich Michaela DePrince wurde, war ich Mabinty Bangura. Das hier ist die Geschichte meiner Flucht als Kriegswaise und wie mein Traum vom Tanzen in Erfüllung ging.

Mein afrikanischer Papa liebte die staubigen, trockenen Harmattan-Winde, die im Dezember und Januar von der Sahara herfegten. »Ah, der Harmattan hat uns wieder Glück gebracht!«, rief er strahlend, wenn er von der Reisernte zurückkam. Dann lächelte ich, denn ich wusste schon, was als Nächstes kommen würde: »Aber nicht so viel Glück wie das Jahr, das uns Mabinty brachte ... längst nicht so viel«, fügte Papa hinzu. Ich sei mit einem gellenden Schrei und einem stachligen Charakter auf die Welt gekommen, sagten meine Eltern immer – stachliger als ein afrikanischer Igel. Außerdem war ich »nur« ein Mädchen, noch dazu eines mit hellen Flecken auf der dunklen Haut. Das kam von der Weißfleckenkrankheit, und alle sagten, dass ich

wie ein Leopardenvbaby aussähe. Meine Eltern waren trotzdem glücklich, dass sie mich bekommen hatten, und feierten meine Ankunft.

Wenn Papa manchmal freudestrahlend verkündete, der Tag meiner Geburt sei der schönste in seinem ganzen Leben gewesen, schüttelte sein älterer Bruder Abdullah mürrisch den Kopf. »Nur schlechte Harmattan-Winde bringen nutzlose kleine Mädchen«, knurrte er, »erst recht solche gefleckten wie die hier. Ihr werdet nie einen guten Brautpreis für sie bekommen.«

Mein Vater lachte nur darüber. Er sah die Welt zum Glück nicht mit Abdullahs Augen.

In einem hatte Onkel Abdullah allerdings recht: In keiner anderen Familie im Kenema Distrikt von Sierra Leone wäre die Geburt eines Mädchens ein Grund zum Feiern gewesen. Aber meine Eltern waren zum Glück nicht wie andere. Ihre Ehe war nicht arrangiert, sondern sie hatten aus Liebe geheiratet. Und Papa nahm sich auch keine zweite Frau, als irgendwann feststand, dass ich ihr einziges Kind bleiben würde. Außerdem konnten meine Eltern lesen, und Papa sorgte dafür, dass ich auch lesen lernte, obwohl ich »nur« ein Mädchen war.

»Wenn Abdullah recht hat und niemand ein Mädchen mit einer Leopardenhaut heiraten will, ist es umso wichtiger, dass unsere Tochter in die Schule geht. Und auf diesen Tag werden wir sie vorbereiten«, sagte Papa zu meiner Mutter. Er brachte mir das Abjad oder arabische Alphabet

bei, als ich noch ganz klein war und kaum richtig laufen konnte.

»Du Narr!«, schimpfte Onkel Abdullah, wenn er sah, wie Papa meine winzigen Finger um ein Stück Kohle bog. »Warum bringst du ihr Lesen und Schreiben bei? Einem Mädchen? Sie wird sich noch für was Besseres halten! Sie soll Kochen, Putzen, Nähen und Kinderaufziehen lernen – mehr braucht sie nicht.«

Meine Flecken machten den anderen Kindern im Dorf Angst. Niemand wollte mit mir spielen, außer hin und wieder meine Cousinen. Deshalb saß ich meistens allein auf unserer Türschwelle und dachte nach. Warum war Papa so oft weg? Warum musste er so schwer arbeiten und in der Flussmine Diamanten schürfen, die er dann gar nicht behalten durfte? Es war Schwerstarbeit, den ganzen Tag in gebückter Haltung dazustehen. Papa humpelte, wenn er abends heimkam, weil ihm alles wehtat – der Rücken, die Knöchel, die Füße. Seine Hände waren geschwollen und wund, nachdem er den ganzen Tag schwere, nasse Erde gesiebt hatte. Mama cremte sie mit Sheabutter ein, die mit heißem Pfeffer vermischt war. Eines Abends, als Mama wieder Sheabutter auf Papas schmerzende Gelenke strich, belauschte ich ein Gespräch zwischen ihnen, und jetzt verstand ich endlich, warum Papa so schwer schuftete.

»Du weißt doch, wie wichtig es ist, dass unsere Tochter in die Schule geht«, sagte mein Vater. »Dort lernt sie mehr,

als wir ihr beibringen können. Und sie soll in eine gute Schule gehen.«

»Wenn wir sparsam sind, reicht das Geld von der Mine irgendwann für ihre Schulgebühren, Alhaji«, erwiderte meine Mutter.

»Ah, Jemi, zähl das Geld. Wie viel haben wir bis jetzt gespart?«, fragte Papa.

Mama lachte. »Das hier, und dazu noch die Summe, die ich gezählt habe, als du mich letztes Mal gefragt hast«, sagte sie und hielt die Münzen hoch, die er an diesem Abend nach Hause gebracht hatte.

Ich lächelte still vor mich hin in meiner kleinen Koje hinter dem Vorhang. Es war so schön, nachts auf die sanften Stimmen meiner Eltern zu lauschen. Nicht wie das Geschrei, das von Onkel Abdullah und seinen Frauen zu uns herüberschallte.

Unsere Hütte stand auf der rechten Seite, und die von Onkel Abdullah auf der linken. Onkel Abdullah hatte drei Frauen und vierzehn Kinder. Dreizehn davon waren Mädchen, sodass mein Onkel und sein kostbarer Sohn Usman die einzigen Männer im Haus waren. Nachts drang oft ihr Geschrei über den Hof zu uns herüber. Dann wussten wir, dass Onkel Abdullah wieder seine Frauen und Töchter schlug, und das machte mich sehr traurig. Ich glaube nicht, dass Onkel Abdullah seine Frauen je geliebt hat, sonst hätte er sie doch nicht geschlagen! Und er hasste seine vielen

Töchter, weil sie in seinen Augen schuld an allem Unglück in seinem Leben waren.

Onkel Abdullah liebte nur seinen Sohn Usman, seinen Goldschatz, den er mit den besten Fleischstücken fütterte, während seine Töchter mit knurrendem Magen dabeisaßen und zuschauen mussten. Meine Cousinen waren alle unterernährt und aufgebläht vom ewigen Reis und Cassava, einem länglichen braunschaligen Wurzelgemüse, das kaum Vitamine und Mineralien enthält.

Ich war Onkel Abdullah ein ständiger Dorn im Auge. Er platzte fast vor Wut, wenn er mich draußen auf meiner Grasmatte sitzen, Lesen üben und Sprüche aus dem Koran abschreiben sah. Dann trat er mich jedes Mal grob und herrschte mich an, dass ich gefälligst aufstehen und Frauenarbeit machen solle.

»Du Narr!«, zischte er meinem Vater zu. »Sorg dafür, dass dieses Mädchen was Anständiges arbeitet.«

»Warum soll sie Frauenarbeit machen? Sie ist doch noch ein Kind«, protestierte Papa und fügte stolz hinzu: »Ja, wirklich, Mabinty ist noch keine vier Jahre alt und spricht schon Mende, Temne, Limba, Krio und Arabisch. Das schnappt sie alles auf dem Markt auf. Sie lernt sehr schnell. Meine Tochter wird mal eine große Gelehrte, da bin ich mir sicher.« Vielleicht hätte er gern hinzugefügt: »Und Mabinty kann schon viel besser lesen als dein Usman, obwohl er doch älter ist als sie.« Aber das verkniff er sich, weil er ja kein Salz in Abdullahs Wunden reiben wollte.

»Ach was, deine Tochter braucht eine ordentliche Tracht Prügel und sonst gar nichts«, schimpfte Onkel Abdullah dann. »Und deiner Frau könnten ein paar Schläge auch nichts schaden. Du verziehst deine Frauen, Alhaji. Und daraus entsteht nichts Gutes.«

Vielleicht war es falsch, dass Papa so mit meinem Wissen prahlte. Im Dorf wurde ich sowieso schon schief angesehen wegen meiner Flecken. Dass ich lesen und schreiben lernte, machte mich noch mehr zur Außenseiterin, und mein Onkel hasste mich dafür.

Das Einzige, was Papa und Onkel Abdullah verband, war das Fleckchen Erde, das uns ernährte und auf dem wir lebten. Unsere Felder lieferten uns den Reis, den Palmwein und die Sheabutter, die wir auf dem Markt verkauften.

Nachts, wenn das Geschrei und Gezänk aus Onkel Abdullahs Hütte zu uns herüberdrang, drehte ich mich auf die andere Seite und lauschte auf meine Eltern, die hinter dem Vorhang schliefen. Von dort kamen nur sanfte Liebesworte und leises Lachen. Dann dankte ich Allah, dass ich in dem Haus auf der rechten Seite lebte, und nicht bei Onkel Abdullah.

## Kapitel 2

### Das Haus auf der linken Seite

1991 war in meinem Land ein Bürgerkrieg ausgebrochen, der schon sieben Jahre andauerte, als ich drei war. Eine der Hauptursachen für diesen Krieg war das marode Bildungssystem, denn ohne Schulbildung fanden die jungen Leute keine Arbeit. Hunger und Armut waren die Folge, und schließlich gründeten die arbeitslosen jungen Männer Rebellenmilizen, um für ihre Grundbedürfnisse zu kämpfen. Je länger der Krieg sich hinzog, desto mehr verloren sie ihre ursprünglichen Ziele aus dem Blick und ermordeten unschuldige Dorfbewohner.

Die Trockenzeit brachte jetzt kein Glück mehr, sondern brutale Überfälle der Rebellen, die sich »Revolutionary United Front« oder »RUF« nannten. Bei den Dorfbewohnern, die von ihnen terrorisiert wurden, hießen sie nur »Debils« – eine Zusammenziehung von »Rebels« und »Devils«.

Der Harmattan, den mein Vater so liebte, ließ uns in diesem Jahr im Stich. Er brachte uns kein Glück, sondern den

Krieg ins Dorf. Papa war nicht zu Hause, als die Debils eines Tages in unser Dorf eindrangen und den Reis und die Palmbäume niederbrannten, die auf den umliegenden Hängen wuchsen. Papa arbeitete in der Flussmine. Wenn er an diesem Abend nach Hause kommen würde, musste Mama ihm sagen, dass die Debils alle unsere Felder verwüstet hatten. Nichts hatten sie uns gelassen – keine Ernte zum Verkaufen, keinen Reis zum Essen, keine Saat, die wir im nächsten Jahr ausbringen konnten. Mama und ich saßen auf der Holzbank vor unserer Hütte und starrten auf unsere Hügel, wo sich die Flammen, angefacht von den starken Harmattanwinden, blitzartig ausbreiteten. Der Qualm war so dick und beißend, dass wir kaum Luft bekamen. Ich schluchzte und hustete und Mama schlang tröstend ihre Arme um mich. Als ich sie fragte: »Mama, warum weinst du nicht?«, zeigte sie auf ein anderes Dorf am Hang. Dort stieg Rauch von den Häusern auf. »Wir können froh sein, dass die Debils unsere Häuser und unser Leben verschont haben«, sagte sie. »Wir müssen Allah auf unseren Knien dafür danken.« Wahrscheinlich hatte sie recht, aber ich fühlte keine Dankbarkeit.

Kurz darauf erschien ein blutüberströmter Fremder an unserer Tür. Er schrie und stöhnte und erzählte uns, dass er als Einziger in seinem Dorf überlebt hatte. Die Debils hatten ihn festgehalten und vor seinen Augen seine ganze Familie und alle seine Nachbarn getötet. Dann hatten sie ihn lachend gefragt: »Was ist dir lieber? Kurze oder lange

Ärmel?« Er sagte, dass er normalerweise lange Ärmel trage, und da hackten sie ihm die Hände ab und jagten ihn davon, damit er mit seinem Anblick Angst und Schrecken in den anderen Dörfern verbreitete.

Tante Jibuh, Onkel Abdullahs jüngste Frau, half meiner Mutter, den Mann notdürftig zu verbinden. Ich stand dabei und zitterte vor Angst. Mama gab ihm etwas Reis, der noch vom Frühstück übrig war, und bot ihm an, sich in unserer Hütte auszuruhen. Aber der Mann befürchtete, dass die Debils auch in unser Dorf kommen würden. Und wenn sie ihn hier fanden, würden sie ihn töten. Deshalb gönnte er sich keine Rast, sondern brach sofort nach Norden auf. Er wollte nach Makeni, eine Stadt, die viele Kilometer entfernt war. Bis dorthin würden die Debils ihm vielleicht nicht folgen.

An diesem Abend schöpfte Mama weniger Reis als sonst in den Kochtopf. Ich wusste, dass sie kaum etwas davon essen würde, damit Papa und ich uns die Bäuche füllen konnten. Aber heute wollte ich ihrem Beispiel folgen. Papa hatte den ganzen Tag in der Mine geschuftet und brauchte die größte Reisportion. Wir warteten also auf ihn, während der Reis im Kochtopf blubberte. Irgendwann sagte Mama, dass ich jetzt essen sollte. »Nein, nein – ich warte auf Papa!«, beharrte ich.

»Nein, du isst jetzt«, erwiderte Mama. »Ich warte auf ihn. Du bist noch im Wachstum und du musst essen.«

In der Nacht wachte ich von der Stimme meines Cousins Usman auf. »Tante Jemi«, zischte er leise. »Tante Jemi, die Rebellen waren heute in der Mine. Sie haben alle Arbeiter erschossen.«

»Alle Arbeiter?«, wiederholte meine Mutter. »Und Alhaji?«

»Ja, Onkel Alhaji auch«, wisperte Usman.

»NEI-HEIN!«, schrie ich. »Nicht Papa! NEI-HEIN!«

Und Mama schrie: »Oh, nein, nein! Nicht mein Alhaji!«

Verzweifelt klammerten wir uns aneinander. Mama wiegte mich in ihren Armen, und ich schluchzte und schrie, bis ich keine Stimme mehr hatte.

Bald war das ganze Dorf von Weinen und Schreien erfüllt. Fast jede Familie hatte einen Vater, Bruder, Sohn oder Neffen verloren.

Damals glaubte ich, der Tod meines Vaters sei das Schlimmste, was mir in meinem Leben passieren konnte. Noch nie war ich so verzweifelt gewesen. Aber dann musste ich in das Haus auf der linken Seite ziehen, und hier erst erfuhr ich, was Leid und Elend war – so wie das Grün der Dschungelblätter viele Schattierungen hat.

Onkel Abdullah verpachtete unsere Hütte an eine Flüchtlingsfamilie und holte uns in sein Haus. Nach dem Gesetz der Scharia war er jetzt unser Vormund, und es war sein gutes Recht, unseren Besitz zu verwalten. Er nahm das ganze Geld an sich, das meine Eltern für meine Ausbil-

ding gespart hatten, und weil Mama und ich jetzt mittellos waren, konnten wir auch nicht fliehen. Mein Onkel wollte Mama neu verheiraten, aber die Scharia gab ihr das Recht, eine zweite Ehe zu verweigern, und sie machte von diesem Recht Gebrauch. Onkel Abdullah war wütend auf sie und bestrafte uns bei jeder Gelegenheit, auch wenn der Anlass noch so lächerlich war.

Mama und ich lebten in ständiger Angst vor ihm. Nie werde ich vergessen, wie er uns anbrüllte: »Ihr verdient Strafe, ihr Nichtswürdigen! Ihr bekommt heute kein Essen – und morgen und übermorgen auch nicht.«

Tante Jibuh steckte uns heimlich ein paar Bissen zu, wenn meine anderen Tanten, die ihr streng auf die Finger sahen, gerade nicht hinschauten. Wir mussten oft hungern und Mama gab mir monatelang den größten Teil von ihrem Essen ab. »Ich habe keinen Hunger. Du kannst meinen Reis essen«, sagte sie zu mir. Ich glaubte ihr nicht und wollte es zuerst nicht nehmen, aber sie bestand darauf. »Iss, Mabinty, sonst werfe ich es weg«, drohte sie mir. Dann schossen mir die Tränen in die Augen, und obwohl ich so hungrig war, brachte ich den Reis kaum hinunter. Er blieb mir buchstäblich in der Kehle stecken.

Mama hungerte sich zu Tode, das wusste ich jetzt, und sie gab mir ihren Reis, damit ich nicht mit ihr verhungerte. Aber das zusätzliche Essen half nichts. Bald schwellen mir Gesicht und Bauch an, wie es bei hungernden Kindern oft der Fall ist.

»Du nutzloser Balg!«, brüllte Onkel Abdullah mich an. »Sieh dich nur an, wie hässlich du bist. Du hast Flecken wie ein Leopard. Ich vergeude nur mein Essen und mein Geld an dich. Und ich werde nie einen Brautpreis für dich bekommen. Wer will schon ein Mädchen heiraten, das wie ein wildes Tier aus dem Urwald aussieht?«

Ich hasste meinen Onkel aus tiefstem Herzen, wenn er mich so niedermachte. Am liebsten hätte ich zurückgebrüllt, aber ich traute mich nicht. Stattdessen lief ich zu meiner Mutter und schmiegte mich in ihre Arme.